

Rupert Berndl



Bombenalarm und Care-Pakete

Kindheit von 1943 bis 1948 in Passau



SüdOst Verlag

Rupert Berndl

Bombenalarm und Care-Pakete
Kindheit von 1943 bis 1948 in Passau

Rupert Berndl

Bombenalarm und Care-Pakete

Kindheit von 1943 bis 1948 in Passau

SüdOst Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-86646-755-2

1. Auflage 2016

ISBN 978-3-86646-755-2

© SüdOst-Verlag in der Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regenstauf
www.gietl-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild: Eisenbahnbrücke, Stadtarchiv Passau; Junge, Rupert Berndl

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Wir kannten es nicht anders	10
Eltern in schwierigen Zeiten	12
Vater und Mutter	14
Jugend und Erziehung während der NS-Zeit	17
Sicherheit für Großstadtkinder – die Kinderlandverschickung	19
Fronturlaub	20
Russischer Besuch	22
Vaters Heimkehr	23
Bombenalarm – Sirenen und Luftschutzkeller	25
Die Pfannkuchen Story	35
Russen oder Amerikaner?	36
Hamsterfahrten	39
Tiefflieger	43
Die „Radtour“	47
Das Kriegsende – unruhige Zeiten	54
Die letzten Kriegstage in offiziellen Zahlen	54
Chaos auf der Eisenbahnbrücke	57
Glück und Pech – ein tragischer Unfall	62
Plünderer	63
Gesprengte Brücken	64
Kriegsende und die ersten Wochen danach	65
Passau wird eingenommen	65
Probleme mit der Munition	68
Spannende Tage	69
Die Pontonbrücke – ein schwimmender Behelf	70
Überfahrt in der Zille	72
Plünderungen – Folge großer Not	74
Die GIs – unsere Besatzer	78
Flüchtlinge und Vertriebene	82

Das große Aufräumen	84
Alternative Energie – Holzvergaser	85
1945–1948 die Nachkriegszeit	90
Entnazifizierung – eine heikle Prozedur	90
Widerstand	92
Die allgemeine Versorgungslage.....	94
Krankheiten brechen aus.....	97
Erneut beginnt das Hamstern.....	97
Selbstversorger haben es gut	100
Sammler und Jäger	103
Der „Tante-Emma-Laden“.....	104
Der Biertransport	105
Schule damals.....	106
Kalte Klassenzimmer.....	111
Schulweg – alles zu Fuß	112
Die „Schulspeisung“	113
Hilfe aus Amerika – die Care-Pakete.....	114
Spielsachen – Mangelware	116
Kriegsspielzeug.....	116
Unsere Spiele in der Nachkriegszeit	117
Kleidung – Not macht erfinderisch	123
Die Währungsreform	124
Schlussgedanke	126
Anhang	127
Erfindungsreich und aus der Not geboren – einige interessante Rezepte aus der Kriegs- und Nachkriegszeit (1943–1948)	127
Quellenangaben	132
Bildnachweis	133
Dank	133

Vorwort

Der Begriff „Kriegskinder“ wird im heutigen Sprachgebrauch üblicherweise verwendet, wenn von den zwischen 1930 und 1945 Geborenen die Rede ist. Versucht man zu erfassen, wie Kinder den Zweiten Weltkrieg und die darauf folgenden Nachkriegsjahre erlebten, so scheint diese Zeitspanne zu groß. Denn es liegt auf der Hand, dass beispielsweise 10–15-Jährige den Krieg mit all seinen Auswirkungen und Folgen weit intensiver und bewusster erlebten, als Kleinkinder. Ganz zu schweigen von den in den letzten Kriegsmonaten Geborenen, die allenfalls vage Erinnerungen an die späten Nachkriegsjahre haben dürften. Gerade in den einzelnen kindlichen Entwicklungsstufen weisen Wahrnehmung, Aufnahmefähigkeit, Urteilsvermögen und emotionale Einordnung des Erlebten sehr große Unterschiede auf. Möchte man dem Phänomen nachspüren, wie junge Menschen den Krieg durchlebten, scheint es sinnvoll, einen jeweils entsprechend kürzeren Geburten-Zeitrahmen zu wählen.

Deshalb möchte ich bei den folgenden Erzählungen, den geschilderten Episoden und authentischen Berichten den Zeitkreis enger ziehen und mich auf die Kriegsgeneration beschränken, die zwischen 1938 und 1943 das Licht der in arge Unordnung geratenen Welt erblickte. 1940 geboren, erinnere ich mich vor allem an die beiden letzten Kriegsjahre und die schwere Nachkriegszeit. Zahlreiche unvergessliche, oftmals dramatische Erlebnisse haben sich offensichtlich so tief in die kindliche Psyche eingegraben, dass sie sich immer noch deutlich vor dem geistigen Auge abzeichnen. Und je intensiver ich mich mit dieser längst vergangenen Zeit beschäftige, umso mehr Bilder drängen mit erstaunlich klaren Details an die Oberfläche.

Meine frühesten Erinnerungen reichen zurück in die Zeit, als ich so um die drei Jahre alt war. Vage Bilder, Situationen, kurze Abläufe sind es, die da auftauchen. Derlei Sequenzen werden ab dem vierten Lebensjahr zunehmend konkreter, detaillierter, umfangreicher. Ab diesem Alter nimmt die Anzahl der Erinnerungsbilder ständig zu. Sie werden dichter, präziser und werden begleitet von Geräuschen, von Lärm und Worten, von einer Vielzahl unterschiedlichster Sinneseindrücke. Selbst Gerüche sind im Gedächtnis erstaunlich gut haften geblieben. Nur ganz allmählich gesellt sich zu diesen Wahrnehmungen zunehmend das gesprochene Wort. Es sind die

überwiegend ganz persönlichen Erlebnisse, die ich hier aufzuzeichnen versucht habe. Sie bilden die Grundlage dieses Buches. Dabei ist natürlich die Gefahr ziemlich groß, dass das eigene Erleben mit den Erzählungen der Eltern und Verwandten, mit den Familienfotos verschwimmt. Diese Gefahr hält sich jedoch insofern in Grenzen, da in unserer Familie erstaunlicherweise nur selten und dann auch nur eher andeutungsweise über diese schlimme Zeit gesprochen wurde.

Gut 70 Jahre nach dessen Ende sind die Spuren des Zweiten Weltkriegs immer noch nicht verweht, sind die Erinnerungen daran noch nicht gänzlich verblasst. Die Verletzungen und Wunden von damals haben sich nur langsam geschlossen und in Narben verwandelt. So gesehen leben wir nach wie vor in einer Art Nachkriegszeit. Die Auseinandersetzungen mit dem Krieg, seinen verheerenden Folgen und mit dem Nationalsozialismus beeinflussen und bestimmen letztlich bis in die Gegenwart herauf die europäische Politik, unser gesellschaftliches Miteinander und nicht zuletzt auch unser kulturelles Leben. Es gibt kaum eine öffentliche Gesprächs- oder Diskussionsrunde, in der nicht auch die leidvolle Vergangenheit angesprochen wird. So lassen beispielsweise auch viele künstlerische Arbeiten in ihrem Gegenwartsbezug Anspielungen auf die NS-Zeit erahnen.

Umso merkwürdiger ist es, dass sich die Generation, die in dem gewählten Zeitfenster geboren wurde, nach wie vor recht zurückhaltend und schweigsam zeigt. Und nun sterben sie langsam aus, die Kriegskinder. Allein zwischen 2012 und 2014 sind 1,4 Millionen Angehörige der 1930 bis 1945 Geborenen verstorben. Rund 9,8 Millionen von ihnen leben noch. In wenigen Jahren werden die letzten Zeitzeugen der Kriegs- und Nachkriegsjahre weg sein und den nachfolgenden Generationen ähnlich fremd erscheinen wie die Vertreter anderer längst vergangener Zeitepochen. Wenn diese Generation nun geht, verliert sich auch das, was diese Frauen und Männer erlebt haben: die Erinnerungen an dramatische Geschehnisse, an Angst und Schrecken, an Hunger und Not. Empfindungen und Bilder, die viele von ihnen tief in sich verschlossen hielten. Meist aus Scheu, dass eventuell alte seelische Wunden wieder aufbrechen könnten. Sicherlich aber auch aus dem Gefühl heraus, dass das Durchstandene wahrscheinlich niemanden interessieren würde.

Es ist schon einigermaßen erstaunlich, dass sich die Betroffenen mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen nur selten, und wenn überhaupt, erst so spät zu Wort melden. Die Gründe dafür sind vielschichtig. Zum einen mag man es irgendwie als Aufgabe empfinden, gegen Ende des Erwachsenenalters eine Art Bilanz zu ziehen, das Erlebte zu sortieren und einzuordnen. Zum anderen hatten die meisten der zwischen 1938 und 1943 Geborenen eigentlich nie so recht Zeit, über das Vergangene groß nachzudenken, eigene Befindlichkeiten zu reflektieren. Sie sind hineingeboren in eine Epoche, in der es vordringlich um das Überleben ging. Sie haben als Kinder in der Regel gut funktioniert, lernten sich anzupassen, waren eher unauffällig. Die Schule wurde als große Chance begriffen. Nach ihren Empfindungen und Erlebnissen hat zunächst niemand gefragt. Sie sind ins Berufsleben eingetreten, haben beim Wiederaufbau zugepackt, haben eine Familie gegründet, ein Haus gebaut und mit einem gewissen Selbstverständnis ihr Leben gemeistert. Die täglichen Anforderungen nahmen sie voll und ganz in Anspruch. Die Deutschen, die den Zweiten Weltkrieg überlebten, gelten ganz allgemein als ausgesprochen tüchtig, fleißig und geradezu unverwundlich. Sie waren es schließlich, die das Land wieder nach vorne brachten. Da war keine Zeit, Erinnerungen nachzuhängen. Und jetzt sind sie alle in Rente. Die Kinder sind aus dem Haus. Und auf einmal stellen die meisten von ihnen fest, dass sich immer häufiger das Kind von damals meldet. Völlig unerwartet kehren Erinnerungen zurück: die Nächte im Luftschutzkeller, die Zerstörungen, das Sirenengeheul. Bei manchen drängen die schrecklichen Erlebnisse von Evakuierung, von Flucht und Vertreibung aus den vermeintlich fest zugedeckelten Tiefen der Psyche an die Oberfläche des Bewusstseins. Vor allem den Kindern in den Städten waren Angst, Hunger und Kälte ständige Begleiter. Sie kannten kein normales Leben. Das Spielen im Freien war zu gefährlich, die Wohnungen boten keinen ausreichenden Schutz. Viele Tage und Nächte mussten sie in Luftschutzkellern zubringen. Die Bilder von Not, Zerstörung und Tod brannten sich als dramatische Bilder unauslöschlich in die kindlichen Seelen. Die moderne Psychologie bezeichnet das als Traumatisierung.

Vor allem in den ländlichen Gebieten, die vom direkten Kriegsgeschehen nicht oder nur wenig berührt wurden, blieben den Kindern der angesprochenen Generation diese schlimmen Erlebnisse weitgehend erspart. Sie

hatten kaum Not, hatten überwiegend ausreichend zu essen, hatten ein Dach über dem Kopf und waren geborgen in ihren Familien. Der Krieg hinterließ hier in den kindlichen Seelen keine großen bleibenden Schäden.

Das Schicksal der Kriegskinder verlief also individuell ganz unterschiedlich. Trotzdem haben sie eines gemeinsam: Der Krieg hat sie nachhaltig geprägt.

Derzeit jähren sich zum 70. Mal Kriegsende beziehungsweise Nachkriegszeit, und deshalb berichten die Medien vermehrt über diese tiefgreifenden Wendepunkte in der europäischen Geschichte. Das mag auch ein Grund dafür sein, dass in denen, die diese Zeit noch bewusst erlebten, längst vergessen geglaubte Bilder wieder hochkommen, Erinnerungen wach werden. Allenthalben mischt sich auch das Bedürfnis dazu, Erlebtes an die nachkommende Generation weiterzugeben. Durchaus getragen von dem Empfinden, durch die Schilderung dieser harten Zeiten nachdenklich zu machen.

Vielleicht ist es gerade in unseren Tagen wichtig, von den Schrecken des Krieges und seinen schlimmen Folgen, dem Elend, von Ängsten und Entbehrungen zu erzählen. In Anbetracht der beängstigend vielen Krisenherde, die zunehmend unseren gesamten Globus überziehen, der zahllosen Flüchtlinge, die Schutz suchen vor Gewalt und Terror, könnten die Berichte der Kriegskinder-Generation dazu beitragen, die Sinne der Nachgeborenen zu schärfen für den Erhalt des Friedens. Eines Gutes, das es uneingeschränkt zu bewahren gilt.

Wir kannten es nicht anders

„Ach die armen Kinder! Was die im Krieg alles durchmachen mussten.“ Mitleid und Bedauern schwingen bei diesen Feststellungen mit, wenn sich das Gespräch um unsere Generation dreht. Objektiv betrachtet mag das auch durchaus zutreffen. Subjektiv, also aus dem Blickwinkel der zwischen 1938 und 1943 Geborenen gesehen, trifft das verständlicherweise eigentlich nicht zu. Wir waren in diese schwere Zeit hineingeboren. Wir kannten ja nur den Krieg mit all seinen Begleiterscheinungen. Im Gegensatz zu unseren Eltern waren uns die Vorzüge einer angenehmen Friedenszeit nicht bekannt. Die Voraussetzungen für ein abwägendes Vergleichen zwischen der Kriegszeit mit all ihrem Elend, ihren vielfältigen Entbehrungen und

einer harmonisch heiteren und sorglosen Friedenszeit war uns schlichtweg nicht möglich. Frieden hatten wir bis dahin eben nicht erlebt. Unser Leben war von den unmittelbaren Auswirkungen und den Folgen des Kriegsgeschehens bestimmt. Krieg war Alltag. Das Schlange stehen vor den Geschäften war für uns somit ganz normal. Im Gegensatz zu den Erwachsenen vermissten wir eigentlich nichts. Schokolade, Orangen und Bananen gab es nicht und kannten wir nicht, also gingen sie uns auch nicht ab. Ebenso verhielt es sich mit dem Begriff „Angst“. Wir hatten eigentlich keine Angstgefühle, wenn die Sirenen heulten und der enge, stickige Luftschutzraum im Kellergeschoss möglichst rasch aufgesucht werden musste. Ich empfand das immer eher als ein spannendes Spiel, eine Art Wettrennen in den Keller. Wir waren als Kleinkinder gar nicht in der Lage, die stets drohenden Gefahren richtig einzuschätzen. Lediglich das eigenartige Verhalten der Eltern, vor allem der Mutter beunruhigte und ängstigte mich. Die aufkommende Hektik, wenn im Volksempfänger die Marschmusik verstummte und stattdessen diese tiefen, traurigen Töne aus dem Lautsprecher erklangen, überlagert von einer scharfen Stimme, die irgendetwas vermeldete, das ich nicht verstand. Verwirrend waren auch das Gejammer, das Klagen der Erwachsenen und ihre angstvollen Augen. Als kleines Kind kann man die Befindlichkeit der Menschen überwiegend nur aus deren Mimik und Gestik schließen. Das gesprochene Wort und die daraus sich erschließenden Zusammenhänge lassen sich, bedingt durch die nur allmählich fortschreitende Entwicklung des rationalen Denkens, erst mit den Jahren voll umfänglich über die Sprache erfassen. So sind es also fast ausschließlich stark beeindruckende Ereignisse, die in Form von Bildern und filmartigen Abläufen im Gedächtnis haften bleiben. Eine nicht selten relativ dichte Folge von ungewöhnlichen oder dramatischen Ereignissen, wie sie Kriegszeiten unweigerlich mit sich bringen, hat sich in den Tiefen der kindlichen Psyche unauslöschlich festgesetzt. Szenen, an die sich Erwachsene vielleicht gar nicht erinnern, weil sie bestimmte Situationen anders beurteilen als Kinder und damit auch anders einschätzen und empfinden. So erklärt sich auch, dass in den Köpfen der Kriegskinder in der Regel sehr viel mehr Bildmaterial abgespeichert ist, als bei Gleichaltrigen, die in geordneten, vergleichsweise ruhigen Friedenszeiten aufwuchsen oder aufwachsen.

Wenn ich mich ganz bewusst an die Kriegszeit zu erinnern versuche, so tauchen vor meinem geistigen Auge zwar auch verschiedene feste Bilder auf, überwiegend jedoch filmartige Bildsequenzen unterschiedlicher Länge. Eine zeitliche Zuordnung fällt dabei schwer, weil ich damals als Kind verständlicherweise nicht in der Lage war, die Chronologie der Abläufe und Handlungen in eine folgerichtige Zeitstellung zu bringen. Nur durch einen Abgleich des Erlebten, begleitet von meinen abgespeicherten Empfindungen und Sinneseindrücken, wie Tag, Nacht, Kälte, Schnee oder Sonne mit den offiziellen Daten und historisch gesicherten Zeitangaben, gelang es weitestgehend, das Erlebte in einen chronologischen Kontext, in eine logische Abfolge zu stellen.

Im Folgenden möchte ich nun versuchen, meine mehr oder weniger präzisen Erinnerungen an die Zeit zwischen etwa 1943 und der Währungsreform 1948 widerzugeben. Also meine ganz persönlichen Erlebnisse aus diesen Jahren so zu beschreiben, wie ich sie damals als kleiner Junge empfand. Dabei ist mir durchaus bewusst, dass meine Geschichten sozusagen lediglich exemplarischen Charakter haben können. Denn jedes Kind unserer Generation hatte natürlich seine ganz eigenen Erlebnisse. Die Gemeinsamkeiten liegen wohl in den äußeren Gegebenheiten, im Kriegsgeschehen und seinen vielfältigen Auswirkungen.

Eltern in schwierigen Zeiten

Im Gegensatz zu heute waren die Mütter damals fast ausnahmslos nicht berufstätig. Sie versorgten den Haushalt und kümmerten sich um die Kinder. Kindergärten waren noch nicht üblich, und die wenigen, die es gab, wurden in den letzten Kriegsjahren überwiegend geschlossen. Unverheiratete junge Frauen wurden als Flakhelferinnen (Flak = Fliegerabwehrkanone) eingesetzt oder zur Produktion von Munition und anderem Kriegsgerät herangezogen.

Die schier grenzenlose Zahl an vielfältigsten Fertiggerichten, die heute die Arbeit in der Küche erleichtern und den Zeitaufwand beim Zubereiten von Speisen auf ein Minimum reduzieren, gab es in dieser Zeit nicht einmal ansatzweise. Die Hausfrau verbrachte in der Regel täglich viele Stunden am Herd, um aus den vergleichsweise wenigen Grundnahrungsmitteln schmackhafte und abwechslungsreiche Gerichte zu zaubern. Selbst die



1| *Kriegshilfsdienst 1944, Scheinwerferbatterie zum Erfassen feindlicher Flugzeuge bei Nacht, vielfach Frauenarbeit*

Babynahrung musste nach bewährten Rezepten selbst gefertigt werden. Die Wäsche, Kleidung und auch die Stoffwindeln wurden in der Waschküche im Keller ausgekocht, am so genannten Waschtisch kräftig mit Seife gebürstet, im kalten Wasser geschwenkt, ausgewrungen und zum Trocknen auf die Wäscheleine gehängt. Knochenarbeit. Waschmaschine, Trockner, Geschirrspülmaschine, Föhn und Küchenmaschinen ... Fehlanzeige. Hausfrau und Mutter war ein absoluter Fulltimejob. Und nachdem die weit überwiegende Mehrheit der Männer zum Kriegsdienst eingezogen war, lastete darüber hinaus auch noch die gesamte Verantwortung für die Familie auf den Schultern der Frauen und Mütter. Zu der täglichen Sorge um das Überleben der Kinder und der Alten gesellte sich die ständige Angst um ihre Männer, Brüder und Väter. Viele Frauen mussten in diesen schweren Zeiten mit außerordentlichen Herausforderungen fertig werden. Vor allem in den Städten, die unter den fürchterlichen Bombardierungen und den schlimmen Auswirkungen eines erbarmungslosen Krieges vergleichsweise am meisten litten.

Die weit überwiegende Anzahl der wehrfähigen Männer, unserer Väter, war zum Kriegsdienst einberufen worden. Sie sahen ihre Familien nur ganz selten. Je höher in den letzten Kriegsjahren die Verluste an der Front wurden, umso mehr Männer wurden zu den Waffen gerufen. Jetzt blieben auch die Bauern und Knechte nicht mehr verschont, die bisher wegen der dringend notwendigen Produktion von Lebensmitteln auf den Höfen unabkömmlich schienen. So wurden nun vor allem die unverheirateten jungen Frauen und Mädchen in die vakanten Arbeitsplätze gezwungen. Sie arbeiteten überwiegend in der Landwirtschaft und in der Rüstungsindustrie. Bald schon gab es in den Großstädten nur noch Trambahnschaffnerinnen, saß eine Frau im Leitstand der Lokomotive. Schließlich wurde sogar das Beschäftigungsverbot für verheiratete Frauen aufgehoben und durch ein Pflichtjahr in der Haus- oder Landwirtschaft ersetzt.

Vater und Mutter

Mein Vater Rupert Berndl kam 1909 als Sohn eines Zollsekretärs in Ludwigshafen am Rhein, also in der zu dieser Zeit bayerischen Pfalz, zur Welt. Nach wenigen Jahren wurde mein Großvater an die Zollstation nach Eisenstein an der Grenze zur Tschechoslowakei versetzt.

Im Anschluss an die Volksschule besuchte Vater die Glasfachschule in Zwiesel. Die Ausbildung hier musste er jedoch nach einigen Jahren wieder abbrechen, da Großvater an das Hauptzollamt in Passau versetzt wurde. Die Familie zog in ein Haus in der Lederergasse, das bald schon erworben werden konnte. Nach dem Abschluss einer Zimmererlehre wurde Vater an einer Ingenieurschule in Regensburg ausgebildet. Als junger Bauingenieur war er zunächst beim Bau der Autobahn am Chiemsee und einige Zeit später beim Bau des Krankenhauses in Passau beschäftigt, ehe er als Beamter in die Dienste der Deutschen Reichsbahn eintrat. Bald nach Kriegsbeginn wurde ihm die Leitung eines Bauzugs übertragen, den er in den Kriegsjahren im Rang eines Oberleutnants bei den Eisenbahn pionieren führte. Hier im Osten bestand seine und seiner Männer Arbeit vor allem im Umspuren der breiteren russischen Spur auf die schmälere westeuropäische Spurbreite, um den Nachschub mit allen möglichen Gütern zur Front zu gewährleisten. Demzufolge waren die Eisenbahnbauzüge stets unmittelbar hinter der vordersten Front im Einsatz.



2| Bauzug bei Umspurarbeiten, Nähe Swerdlowsk, Russland

Die Gefahren, die damit verbunden waren, lagen auf der Hand und waren natürlich auch meiner Mutter sehr bewusst.

Vaters Bauzug musste aufgrund der militärischen Lage im Winter 1944/45, wie alle anderen militärischen Einheiten auch, den Rückzug antreten. Die extreme Kälte und der viele Schnee setzten ihm und seinen Leuten arg zu. Sie kamen durch die weiten Ebenen Russlands nur langsam voran und landeten endlich im ausgehenden Winter 1945 in Regensburg. Hier war diese Eisenbahnpioniereinheit zusammengestellt worden und hier endete zunächst auch ihr Einsatz. Zurückgekehrt nach Passau, hatte Vater mit einem Teil seiner verbliebenen Mannschaft dafür zu sorgen, dass die Gleisanlagen hier einigermaßen betriebsbereit blieben. Vor allem nach den ständig zunehmenden Bombenangriffen auf den Passauer Bahnhof hatten die Zerstörungen in dessen Umgriff ein Ausmaß angenommen, das vernünftige Reparaturarbeiten kaum mehr zuließ. Zudem mangelte es an den nötigen Maschinen, Transportmitteln und Baumaterialien.

Meine Mutter Ida Berndl, geborene Riedl, wurde 1910 als Tochter eines Eisenbahninspektors geboren und wuchs in Pfarrkirchen auf. Sie besuchte dort die Höhere Mädchenschule. Nach deren Abschluss zog sie mit ihren Eltern nach Passau, die eine Dienstwohnung am Spitzberg bezogen hatten, und fand Anstellung bei einer Spedition. Nach wenigen Jahren aber wurde sie 1937 dann der Hitlerjugend (HJ)-Dienststelle Passau zugewiesen. Diese leitete damals Herr Wirthensohn, den Erzählungen meiner Mutter nach ein sehr angenehmer, menschlicher Vorgesetzter. Mehrfach musste sie an HJ-Ferienlagern der jüngsten Gruppe als Betreuerin teilnehmen und war für die kleinen Buben oftmals Mutterersatz, wenn diese das Heimweh allzu sehr plagte. Eng verbunden mit der HJ-Dienststelle scheint der in dieser Zeit von offizieller Seite als recht aktives Mitglied der NSDAP geschätzte Lehrer Max Mattheis zu sein. Seine meist in Mundart verfassten Gedichte und Erzählungen passten wohl inhaltlich und sprachlich in das zweifelhafte Weltbild der nationalsozialistischen Machthaber. Da meine Mutter unsere niederbayerische Mundart in Wort und Schrift beherrschte, wurde sie von Fall zu Fall dazu abgestellt, die Texte von Max Mattheis druckreif in die Schreibmaschine zu tippen.

3 | Mutter mit Kinderwagen, Passau Angerstraße



1936/37 hatten sich meine Eltern kennengelernt und gingen 1938 den Bund der Ehe ein. 1940 erblickte ich das Licht der Welt. Mitten im Krieg. Ich wuchs ohne Geschwister auf, was ich eigentlich immer bedauerte. Alle meine Schulkameraden hatten Brüder und Schwestern. Ich nicht. Ich beneidete sie, aber manch einer beneidete wiederum mich. Vor allem, wenn es, was auch immer, zu teilen galt.

Jugend und Erziehung während der NS-Zeit

Bei allen Urteilen über die Ansichten der Kriegskinder-Generation und die wertende Einschätzung ihres Sich-Einfügens in die Gesellschaftsordnung nach Kriegsende, darf man nicht außer Acht lassen, dass viele der Jungen und Mädchen ideologisch vorgeprägt waren. Denn in einem Gesetz von 1936 wurde verpflichtend festgelegt, dass „die gesamte deutsche Jugend in der Hitlerjugend zusammengefasst“ wird. Der Verband für die Jungen nannte sich „Hitlerjugend“ (HJ), für die Mädchen wurde der „Bund Deutscher Mädel“ (BDM) eingeführt. Diese Einrichtungen übernahmen die gesamte Erziehung außerhalb des Elternhauses und der Schule. Auf diese

4| BDM und HJ, Passauer Spielschar, Fürstenzell



Weise wurde die Freizeit der Kinder total kontrolliert und zur Vermittlung nationalsozialistischer Ideologien missbraucht. Zentrales Anliegen der nationalsozialistischen Erziehung war die Vorbereitung auf den Einsatz im Krieg, entweder als Soldat oder als Hausfrau und Mutter an der so genannten „Heimatfront“. Zur Umsetzung dieses Zieles war der NS-Staat bestrebt, die Erziehung der Kinder und Jugendlichen der Einflussnahme durch das Elternhaus zu entziehen und auf staatliche Institutionen zu verlagern. Vor allem Eltern, die das Naziregime in ihrem Innersten ablehnten, sollte weitestgehend jede Möglichkeit genommen werden, ihre Kinder entsprechend zu beeinflussen. In vielen Familien wurden kritische Äußerungen zum politischen Geschehen vor den Kindern vermieden. Zu groß war die Angst vor unbedachten Bemerkungen der Kinder in der Schule und in den Jugendverbänden. Die Furcht vor einer unbeabsichtigten Denunziation war groß.

Anfang 1939 wurden sämtliche zur HJ in Konkurrenz stehende Jugendorganisationen, vor allem die kirchlichen, verboten. Gleichzeitig erklärte man die Mitgliedschaft in der HJ und die Teilnahme an deren Veranstaltungen, wie Sportfesten, Heimabenden, Ausflügen und mehrtägigen Fahrten, zur Pflicht. Natürlich übten Sommerlager und ähnliche Aktivitäten auf die Jugendlichen, die ansonsten Ferienfahrten nicht kannten, einen besonderen Reiz aus. Geführt wurden die Kindergruppen von älteren Jugendlichen. Nicht selten herrschte hier ein militärischer Drill.

5 | *HJ, Zug mit Trommlern, Passau*



Auch in anderen Bereichen wurden die Kinder und Jugendlichen verpflichtend eingesetzt. Häufig wurden sie auf die Straße geschickt, um scheinbar kriegswichtige Sammlungen durchzuführen. Dabei wurde nicht nur Geld, sondern auch Kleidung für Bedürftige und Wintersachen für die Frontsoldaten gesammelt. Sie trugen Altmetall zur Wiederverwertung in der Rüstungsindustrie zusammen und sammelten Kräuter, wie Arnika, Kamille und Brennnessel, zur Herstellung von Arzneien und Salben. Die im BDM organisierten Mädchen wurden als Aushilfskräfte in Kindergärten und Lazaretten verpflichtet oder sprangen wegen des zunehmenden Lehrermangels als „Hilfslehrerinnen“ ein. In den letzten Kriegswochen wurden Hitlerjungen sogar zum Wehrdienst herangezogen und als Flakhelfer eingesetzt. Zu Beginn des Jahres 1940 wurden schließlich auch die 10 bis 14-Jährigen in die Kinderverbände der HJ gezwungen. Die Buben waren im „Jungvolk“, die Mädchen im „Jungmädelsbund“ organisiert. Dabei mussten die Kinder bei ihrer Aufnahme in einen der Verbände den Treueschwur auf den Führer ablegen und bekamen einheitliche Uniformen zugeteilt. Wer keiner dieser Organisationen angehörte, war in der Berufswahl stark eingeschränkt beziehungsweise durfte nicht studieren. Jüdische oder behinderte Kinder und Jugendliche wurden nicht in die HJ aufgenommen.

Sicherheit für Großstadtkinder – die Kinderlandverschickung

Bereits ein Jahr nach Kriegsbeginn musste die Regierung erkennen, dass vor allem die deutschen Städte mit Einrichtungen der Rüstungsindustrie oder solche, die als Verkehrsknotenpunkte bedeutsam waren, vom Bombenkrieg besonders bedroht waren. Folglich setzte ab Ende 1940 die Evakuierung der Kinder aus den gefährdeten Orten ein. Diese vorsorgliche Maßnahme bezeichnete man als „Kinderlandverschickung“. Das Wort „Evakuierung“ vermied man ganz bewusst, um keine Ängste aufkommen zu lassen. Oftmals wurden ganze Klassenverbände in Jugendherbergen, Klöster und Schulen auf dem Land verfrachtet. Kleinere Kinder brachte die so genannte „Volkswohlfahrt“ in Pflegefamilien unter. Verständlich, dass die Trennung von der Familie stets mit viel persönlichem Leid verbunden war. Zunehmend weigerten sich die Mütter, ihre Kinder unbekannt Fremden anzuvertrauen. Insgesamt wurden bis Kriegsende über zwei Millionen Kinder auf diese Weise evakuiert.

So gesehen hatte ich einfach großes Glück, dass ich die Kriegsjahre in der kleinen, strategisch wenig bedeutsamen Stadt Passau verbringen durfte. Wohlbehütet und umsorgt von meiner Mutter. Die Beziehung zwischen uns beiden war verständlicherweise sehr eng.

Fronturlaub

In den Kriegsjahren befand sich Vater mit seinem Bauzug in Russland und kam höchstens zwei mal im Jahr nach Hause. Manchmal blieb er zwei Wochen hier, meistens jedoch fiel der Urlaub kürzer aus. Im Sommer 1943 war er, bis zum Rückzug gegen Ende des Jahres 1944, zum letzten Mal auf Heimaturlaub bei uns. In einem Rucksack und seinem hölzernen Offizierskoffer hatte er allerhand Lebensmittel mit nach Hause transportiert. Mehl, Zucker, Konserven, Fett in Dosen. Für Mutter wahre Schätze in diesen Notzeiten. Schätze, die für mich als kleiner Dreikäsehoch jedoch völlig unwichtig waren. Ich interessierte mich nur für die Bonbons, die Vater auch mitgebracht hatte. Die waren echt von allergrößter Bedeutung. Bunt waren sie und eingewickelt in durchsichtiges Papier. Derlei Leckereien waren mir völlig fremd. Süßigkeiten gab es bei uns schon einige Zeit nicht mehr. Wahrscheinlich habe ich Papa mit vielen Fragen zu den Bonbons gelöchert, denn wenn ich auf seinem Schoß saß, erzählte er mir viel über die Bonbons und ihre Entstehung. Er berichtete von einer großen Fabrik mit hohen Türmen, in die über einen riesigen Trichter ständig Zucker eingefüllt wurde, und von vielen Rädern, die sich ohne Unterlass drehten, worauf unten durch eine glänzende Öffnung Tag und Nacht diese herrlich süßen, farbigen Bonbons herauspurzeln würden. Dann sprach er von Getreidefeldern, deren Ende man wegen ihrer unermesslichen Größe nicht sehen konnte. Diese wenigen, märchenhaft klingenden Erzählungen konnte ich mit meiner kindlichen Phantasie erfassen. Sie beschäftigten mich offensichtlich so sehr, dass sie sich zu phantastischen Bildern formten, die sich bis heute bewahrt haben. So verband sich bei mir mit dem ansonsten recht abstrakten Begriff „Krieg“, in den mein Vater nach wenigen Tagen wieder ziehen musste, eher Angenehmes. Umso weniger verstand ich Mutters Abschiedstränen, als wir dem Zug nachwinkten, in dem Vater ins schiere Schlaraffenland zurückkehren durfte. Bonbons in Fülle, reichlich zu essen, riesige Kornfelder. Ebenso wenig konnte ich Mutters ängstliche Reaktion richtig

einschätzen, wenn gelegentlich ein Brief von der Front kam. Weder ihre Tränen noch ihren Kummer konnte ich deuten, der dann immer aus ihren Augen sprach. Verstehen konnte ich Mutters Reaktion zwar nicht, aber es machte mich auch traurig.

Irgendwann kam dann ein Brief an, der Mama in helle Aufregung versetzte. Papa hatte die Ruhr, eine lebensbedrohliche Infektionskrankheit. Er rang mit dem Tod. Über lange Wochen hörte Mutter nur von Dritten, dass Papas Gesundheitszustand unverändert sei. Bis dann nach etwa drei Monaten die erlösende Nachricht von einem seiner Kollegen überbracht wurde, dass er sich auf dem Weg der Besserung befände. Er hatte es geschafft, wie er kurz darauf selber schrieb. Viele Jahre später, als ich längst in der Lage war, die Zusammenhänge zu begreifen, erzählte mir Vater von dieser leidvollen Zeit, als er zwischen Leben und Tod schwebte. Einem russischen Kriegsgefangenen, der zusammen mit einer großen Anzahl anderer Vaters Bauzug als Zwangsarbeiter zugewiesen war, hatte er sein Leben zu verdanken. Der verstand es nämlich, ihn mithilfe eines altbewährten russischen Hausrezeptes zu heilen: Speck und Schnaps. Nicht nur aufgrund dieses Erlebnisses sprach Papa Zeit seines Lebens mit Respekt vom russischen Volk. Zumindest jene, die bei ihm arbeiteten, schilderte er als hilfsbereit, fleißig und dankbar. Den Leuten ging es offenbar vergleichsweise gut bei Vaters Bauzug. Sie mussten zwar körperlich schwer arbeiten wie die gesamte Mannschaft, bekamen aber die gleiche Verpflegung wie die Eisenbahnpieniere. Außerdem sorgte Papa dafür, dass sie, unter manchmal nicht ganz legaler Umgehung eines entsprechenden Verbotes, warme, vor der extremen Kälte in den Wintermonaten schützende Kleidung bekamen. Einigen von ihnen hat er vielleicht auch das Leben gerettet, da er sie als „dringend erforderlich für die planmäßigen Umspurarbeiten“ deklarierte und sie damit vor einer Überstellung in eines der Gefangenenlager bewahrte, in denen allzu viele Gefangene zugrunde gingen. Obwohl Vater recht häufig von seinen Kriegserlebnissen berichtete – wahrscheinlich um seine dramatischen Erlebnisse auf diese Weise zu verarbeiten – sprach er über diese Umstände und Begebenheiten so gut wie nie. Dass seine Erzählungen jedoch der Wahrheit entsprachen, wurde durch ein Erlebnis bestätigt, an das ich mich wegen seiner Außergewöhnlichkeit noch gut erinnern kann.



Rupert Berndl, 1940 in Passau geboren, schildert aus der Sicht eines Kindes anhand einzelner Episoden und Erinnerungsbilder die Zeit der letzten Kriegsjahre, erzählt von Bombenalarm und Luftschutzkeller, von Angriffen der Tiefflieger und Hamsterfahrten, berichtet von den Wirren des Umbruchs und der Not der Nachkriegszeit bis hin zur Währungsreform 1948. Dabei

zitiert er einzelne Erinnerungsbilder, beschreibt Erlebnisse und Episoden, wie er sie als Kind erlebt hatte. Geschehnisse, wie sie wahrscheinlich die meisten der zwischen 1938 und 1943 Geborenen in großer individueller Vielfalt erlebten und die sich tief in die kindliche Psyche eingegraben haben. Zum besseren Verständnis der allgemeinen Lebensumstände in diesem Zeitraum beschreibt der Verfasser aber auch die jeweiligen politischen und geschichtlichen Gegebenheiten und Hintergründe. Im Anhang finden sich exemplarisch etliche interessante Rezepte aus diesen Notzeiten, die deutlich machen, mit welchem Einfallsreichtum es den Hausfrauen und Müttern immer wieder gelang, aus den wenigen, rationierten Lebensmitteln wohl-schmeckende Gerichte zu zaubern.



SüdOst Verlag

